

Diether Götz Lichdi, Konrad Grebel und die frühe Täuferbewegung (Die Väter der Täuferbewegung, 2), Logos Verlag, Lage 1998, 223 S., brosch.

Es ist nicht einfach, über das Leben und Wirken Konrad Grebels zu schreiben. Harold S. Bender konnte ihn 1936 bzw. 1950 noch als den „Gründer des Täuferturns“ darstellen, der mit seiner Vision von der Nachfolge Christi den „Schweizer Brüdern“ den Entstehungsimpuls vermittelte und die Richtung wies. Seither ist keine monographische Darstellung Grebels mehr erschienen. Heinold Fast hat 1978 eine Skizze für den Sammelband „Radikale Reformatoren“ entworfen und angedeutet, wie undurchsichtig, vielleicht sogar zwielichtig Grebel war, theologisch nicht eindeutig zu fassen, psychologisch vertrackt und nicht gerade vorbildlich in Temperament und Charakter. Zudem hat sich in der neueren Täuferforschung der Eindruck verstärkt, daß Grebel überhaupt nicht der tonangebende Begründer des Täuferturns war, sondern nur ein streitbarer Täufer unter mehreren. Grebel noch einmal genauer unter die Lupe zu nehmen, ist längst überfällig.

Dieser Aufgabe hat sich inzwischen Diether Götz Lichdi angenommen. Grundsätzlich ist es zu begrüßen, wenn jemand zur Feder greift, der nicht zum Kreis der spezialisierten Täuferforscher zählt. Gemeindemitglieder, denen das Buch helfen will, „ihre Herkunft zu verstehen und zu würdigen“ (S. 10), werden es mehr zu schätzen wissen als Täuferforscher.

In klarem Aufbau geht Lichdi dem Lebensweg Grebels nach: vom Elternhaus, dem Studium und der frühen Teilnahme an der Reformation Ulrich Zwinglis in Zürich über die Gründung eines eigenen Reformkreises, der sich zunehmend von Zwinglis Reformationsweg trennte und einen eigenen, obrigkeitfreien Typ von Kirche ins Auge faßte, bis zu den letzten Aktionen dieses Täufers in Schaffhausen, St. Gallen und im Grüninger Amt, nachdem die Taufe auf das Bekenntnis der Gläubigen 1525 unter Strafe gestellt worden war und die Täufer verfolgt wurden. Lichdi ordnet die Person und das Wirken Grebels in die allgemeinen Zusammenhänge der Politik und Reformation in Zürich ein und bemüht sich, Grebel im Verbreitungsnetz der frühen Täuferbewegung insgesamt zu erfassen. So sehr er schließlich die Grundzüge einer Theologie Grebels herausarbeitet, ist er doch davon überzeugt, daß dieser Mann eher an Glaubenspraxis als an theologischer Theorie interessiert und nicht allein die tonangebende frühe Täuferpersönlichkeit war. Das Buch schließt mit einigen Überlegungen zur Bedeutung Grebels für die Entfaltung des „Freikirchenkonzepts“ und entläßt den Leser mit Gedanken zur heutigen Aktualität dieses Täufers.

Lichdi hat sich viel Mühe gegeben, den Weg und die Gedanken Grebels plausibel darzustellen. Die Weichenstellungen in der Entwicklung des frühen Täuferturns werden gut beschrieben und die wichtigsten Vorstellungen klar umrissen. Gelegentlich werden die schroffen Kanten und Ecken der stürmisch-launischen Persönlichkeit sanft kritisiert, und es wird auch auf Widersprüchliches hingewiesen, doch insgesamt entsteht vor uns eine Gestalt, die ernst und unbeirrt den einmal erkannten Weg einer leidensbereiten, friedfertigen, von allen obrigkeitlichen Reglementierungen freien Kirche beschritt. Grebel hatte die Grundlagen eines freikirchlichen Konzepts gelegt, das sich nach der Brüderlichen Vereinigung von Schleithelm 1527 weiter ausformte und eine Tradition begründete, die heute weltweit über die Nachfahren der Täufer hinaus stets aufs Neue aktualisiert wird.

So werden viele dieses Buch lesen und sich darüber freuen, daß Grebel ihnen als ein verehrungswürdiges Vorbild vor Augen geführt wurde, dem sie sich auch heute noch — trotz des weiten zeitlichen Abstands — grundsätzlich anvertrauen können. Leider muß ich aber zwei Gründe anführen, die diese Freude trüben.

1. Mir ist aufgefallen, daß Lichdi nicht sehr genau mit den Informationen umgeht, die er dem Leser anbietet. Ich möchte dies mit einigen Beispielen belegen. Als Grebel sein Studium aufnahm, stand es mit dem Ruf der Universität Basel noch nicht (wieder) zum besten. Die Blüte, von der Lichdi schreibt, stellte sich erst nach Grebels Weggang ein (S. 15). Glarean, der Lehrer Grebels, war nicht Professor an der Basler Universität, sondern nur ein Scholar, der eine Burse für Studenten unterhielt (S. 16). Erasmus veröffentlichte sein Neues Testament Griechisch nicht 1515, sondern 1516 (S. 18). Erasmus hielt sich nicht von 1515 bis 1529 in Basel auf, sondern von 1514 bis 1516 und von 1521 bis 1529 (S. 16). Die Frau Jakob Grebels, also die Mutter Konrads, hieß nicht Dorothea, sondern Martha (S. 20). Der Kontakt zwischen Zwingli und Grebel ging nicht auf die Initiative Grebels, sondern Zwinglis zurück (S. 48). Es stimmt nicht, daß der Vater Konrad Grebels am alten Glauben festhielt (S. 49), er unterstützte vielmehr als führendes Mitglied im Kleinen Rat die Reformpolitik Zwinglis auf moderate Weise. Kaspar Megander war nicht Leutpriester (S. 52), sondern Pfarrer an der Hospitalkirche. Daß der Weber Lorenz Hochrüthiner, der als Bilderstürmer aus Zürich ausgewiesen wurde und in seine Heimatstadt St. Gallen zurückgekehrt war, wieder zum Grebelkreis in Zürich gestoßen sei, bevor er nach Basel weiterzog, wird in den Quellen nirgends erwähnt (S. 61). Simon Stumpf verlor sein Amt in Höngg nicht, weil ihm seine Stellungnahme gegen den Zürcher Rat am Ende der zweiten Disputation im Oktober 1523 verübelt wur-

de (S.76), sondern weil er auf eigenmächtige Weise die Bilder in der Kirche Hönngs entfernen ließ. Der Goldschmied Hans Huiuff war kein „Fremder“ in Zürich, sondern nach seiner Übersiedlung aus Halle am Anfang der zwanziger Jahre bereits Bürger der Stadt (S. 83). Müntzer hatte nicht mit seinem „Prager Manifest“ in Allstedt Aufsehen erregt. Dieses Manifest wurde 1521 in Prag geschrieben und existierte nur in handschriftlicher Fassung (S. 84). Die Novemberdisputation (1525) über die Taufe war nicht die zweite, sondern die dritte Taufdisputation (S. 144). Die zweite fand im März 1525 statt. Es ist nicht Pedanterie, die diese Fehler aufzählen läßt, sondern die Beobachtung, daß zu viele Informationsfehler die Interpretation insgesamt in Mitleidenschaft ziehen können.

2. Lichdi hat sich bemüht, wichtige Ereignisse, wie die Disputationen oder gerichtliche Verhandlungen nach Predigtstörungen, Bilderstürmen oder Zehntverweigerungen, aus größeren politischen und kirchlichen Zusammenhängen heraus verständlich zu machen. Doch nicht immer ist ihm das auch gelungen. Widersprüchlich ist beispielsweise, wie Anlaß und Ursache der ersten Zürcher Disputation im Januar 1523 beschrieben werden, einmal führte ein innenpolitischer, ein anderes Mal ein außenpolitischer Grund dazu (S. 57, S. 67). Nicht genau kommt die Position heraus, die der Rat, der zu dieser Disputation geladen hatte, zur Frage des Schriftprinzips einnahm. Noch war er neutral und versuchte, sich aus dem theologischen Streit herauszuhalten. Ähnliches gilt für die zweite Disputation im Oktober 1523. Die Problematik entwickelte sich viel konkreter und dramatischer auf dem Hintergrund der ländlich-kommunalen Erfahrungen aus Zehntverweigerung, antiklerikaler Predigt und Bildersturm als hauptsächlich aus dem drängenden Wunsch, die Konsequenzen aus der Januardisputation zu ziehen (S. 66–69). Es ist mehr politischer Sprengstoff im Spiel. Gelegentlich wird mehr Ordnung und Konsequenz in die Ereignisse gebracht, als die Quellen es zulassen. So ist es durchaus denkbar, wie Lichdi schreibt, daß Grebel in St. Gallen zunächst auf der Zunftstube der Weber gepredigt und zahlreiche Bürger von der neuen Taufpraxis überzeugt habe. Danach sei er mit über dreihundert Taufwilligen vor die Stadt gezogen und habe sie in der Sitter getauft. In den Quellen ist die Reihenfolge jedoch genau umgedreht. Zuerst wird von der Taufprozession zum Fluß und dann von der Versammlung auf der Zunftstube der Weber berichtet. Genau betrachtet, stehen dort beide Ereignisse unverbunden nebeneinander. — Behauptet wird, daß der Grebelkreis mit dem Spiritualisten Kaspar von Schwenckfeld in Kontakt getreten sei (S. 84), in den Quellen gibt es dafür aber keinen Anhaltspunkt. Lichdi gibt genau an, welche Personen von prototäuferischer Seite an den sogenannten Dienstagsge-

sprächen über die Verweigerung der Kindertaufe im Oktober (?) oder im Dezember 1524 teilgenommen haben, obwohl in den Quellen nur von Ludwig Hätzer berichtet wird (S. 92).

Eine Schlüsselrolle für die Interpretation der frühen Täuferbewegung nimmt der Brief des Grebelkreises an Müntzer ein (S. 81 ff.). Nicht die Kritik an Müntzer stand im Mittelpunkt, wie Lichdi argumentiert, sondern der Versuch, in brüderlichem Gespräch, das gelegentlich auch kritisch ist, gemeinsam nach Wegen zu einer besseren Reformation zu suchen. Nur so gibt dieser Brief einen Sinn. Völlig unterschlagen wird das Leidensmotiv, das der Grebelkreis im Anschluß an Müntzers Leidensmystik zur Sprache bringt und das die Kernbegründung des täuferischen Pazifismus ist. Manchmal kann das Weglassen eines Gedankens eine Sinnentstellung eines ganzen Textes zur Folge haben. Schließlich eine Beobachtung, die in eine ähnliche Richtung weist: Lichdi hat zurecht darauf hingewiesen, daß Zwingli in seiner Schrift „Wer Ursache gebe zu Aufruhr“ (1524) eingestanden habe, daß die Kindertaufe sich nicht mit dem Neuen Testament belegen ließe, verschwiegen wurde aber, daß Zwingli auch für die Verweigerung der Kindertaufe kein „helles“ Wort in der Schrift finden konnte (S. 95). Dadurch wird die ganze Argumentation um Taufe und Schrift wesentlich komplizierter, als der Autor zu erkennen gibt. Das sind einige Beispiele, die das Vertrauen in seine Interpretation in Mitleidenschaft ziehen.

3. Lichdi hat die neuere Täuferforschung wohl zur Kenntnis genommen und gelegentlich ihre Einsichten genutzt, grundsätzlich aber hat er sich nach meinem Eindruck doch am Grebelbild Benders orientiert. So liegt ihm viel daran, die Idee der Kirche der Gläubigen oder die ersten Ansätze zur Freikirche so früh wie möglich im Grebelkreis zu verankern. Dabei berücksichtigt er aber nicht den Widerstreit zwischen dem freikirchlichen und dem obrigkeitlichen Konzept von Täuferreformation (S. 69, 71, 84 f., 104, 115), auf den in der Forschung neuerdings oft hingewiesen wird. Das macht sich besonders in den Abschnitten über das Wirken Grebels nach der Ausweisung aus Zürich im Januar 1525 bemerkbar. Die intensive Verwicklung dieses Täufers in die Aufruhrsituation der Gebiete von Schaffhausen, St. Gallen und Grüningen wird übersehen. So bleibt verborgen, wie genau, energisch und einfühlsam Grebel auf die Sorgen und Bedürfnisse der Aufständischen eingegangen ist, diese Menschen unterstützt und beflügelt hat. Er wird um die größte Resonanz gebracht, die er in seinem Leben je hatte. Von den Aufständischen fühlte er sich verstanden.

Daß kein Wert darauf gelegt wurde, diese Seite im Leben Grebels auszu-leuchten, zeigte sich schon vorher in diesem Buch. Lichdi hat nicht recht be-

achtet, daß die städtischen Prototäufer sich schon vor der Oktoberdisputation 1523 grundsätzlich auf die Seite der radikalen Predikanten in den Landgemeinden geschlagen hatten, die dabei waren, sich gegen den Zürcher Rat durchzusetzen und ihre Autonomie zu erkämpfen. Wie auf dem Land so würde der Rat auch in der Stadt die Reformation nur behindern und verderben. Es sind also nicht zwei unterschiedliche Gruppierungen reformatorischer Radikalität allmählich zusammengewachsen, wie Lichdi meint, sondern Grebel und seinen städtischen Gesinnungsgenossen sind die Augen für ihre Radikalität allererst von den Radikalen auf dem Lande geöffnet worden. Sie waren die eigentlichen „Vortäufer“. Das führt zu einem anderen Grebelbild und zu einer anderen Einschätzung der frühen Täuferbewegung, die zwischen Friedfertigkeit und Militanz hin- und herschwankte und sich schwer tat, ihren Weg zu finden. Die Passage über die Aktivitäten der Landgemeinden hätte vor dem Abschnitt über die Oktoberdisputation stehen müssen (S. 74 ff. vor S. 66 ff.). Grebel und seine Brüder waren noch auf der Suche: hochgestimmt und niedergeschlagen, das eine Mal bereit, zu leiden, und das andere Mal voller Optimismus, die Massen auf ihre Seite ziehen und eine gesamtgesellschaftliche Reformation anstreben zu können.

Niemand wird gezwungen, sich die Ergebnisse der neueren Täuferforschung anzueignen, aber sie ohne Argumente einfach zu übergehen, bedeutet, zu verschweigen (wohl ohne Absicht), wie intensiv in den vergangenen Jahren um die historische Wahrheit über die Anfänge des Täufertums gerungen wurde.

*Hans-Jürgen Goertz*